

Über die Autorin:

Yvonne Jarré (Jahrgang 1967) ist eine Hamburger Autorin, die bereits Romane unter verschiedenen Pseudonymen veröffentlicht hat. So oft wie möglich reist sie mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern nach Paris, um dort von einer eigenen Wohnung zu träumen. Eine Immobilienanzeige sowie ihr Faible für schwere amerikanische Motorräder haben sie zu diesem Roman inspiriert.

Yvonne Jarré

Ein kleines
Stück
Paris

Roman

KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2016
Copyright © 2016 bei Knaur Taschenbuch.
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Redaktion: Dr. Gisela Menza
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Umschlagabbildung: Angela Franke / Plainpicture
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51858-8

2 4 5 3 1

*Für
Jens-Michael*

»Um das Herz und den Verstand eines anderen Menschen zu verstehen, schaue nicht darauf, was er erreicht hat, sondern wonach er sich sehnt.«

Khalil Gibran

Prolog

Das Begräbnis von Georges Cordonnier war ebenso voller Widersprüche wie sein Leben. Auf einen Stock gestützt, musste der alte Abbé seine Trauerrede vor Rührung unterbrechen. Ein bis zum Kinn tätowierter Biker mit zahllosen Aufnähern auf seiner Lederweste las ein Gedicht von Marcel Proust. Eine junge, stark geschminkte Frau, die bekanntermaßen dem horizontalen Gewerbe nachging, sang mit glockenreiner Stimme das »Ave Maria« von Schubert. Und dann das Wetter. Den ganzen Vormittag hatte es in Strömen geregnet, ein wahrer Wolkenbruch. Doch genau in dem Moment, in dem die Urne mit der Asche von Georges Cordonnier in ihr Fach gestellt wurde, riss der Himmel auf, die Sonne kam hervor, und ein Regenbogen erschien über dem Friedhof Père Lachaise, wie man ihn selten zu Gesicht bekommt.

Die Rechtsanwältin Valérie Decaux stand mit ihrem Lebensgefährten und Kanzleipartner Gerard Pellier abseits. Sie betrachtete die Trauergemeinde, die alle Facetten von Georges' vielfarbigem Leben präsentierten: Die Biker, mit denen er gemeinsam gefahren war. Eine Handvoll Frauen aus dem Bordell, das seine Frau Martine geleitet hatte. Die Künstler des Cercle des Arts, den er gegründet hatte. Die Mitglieder der Philosophischen Fakultät. Ein paar Soziologen, mit denen er zusammengearbeitet hatte. Zwei Schriftsteller, deren Namen Valérie nicht einfielen, obwohl sie ihre Bücher kannte. Musiker und Straßenkünstler. Laden- und Restaurantbesitzer

aus dem Viertel. Die Bewohner des Hauses in der Rue Saint Vincent, in dem Georges über vierzig Jahre gewohnt hatte. Jungs und Mädchen aus dem Kindergarten, in den er regelmäßig zum Vorlesen gegangen war. Und abseits von den anderen, mit gesenktem Kopf, die Hände in den Taschen ihres langen Mantels, stand Danielle Dubois, Martines Tochter. Nur von seiner Familie aus Deutschland war niemand erschienen.

»Die ganze Brut taugt nichts«, hörte Valérie ihn sagen. »Abgesehen von Svenja. Bei dem Mädchen muss der Herrgott ein Einsehen gehabt haben.«

Der alte Abbé rezitierte Psalm 23, segnete die Urne, und dann ging es richtig los. Die Kinder ließen Luftballons aufsteigen, die Trauergäste streuten Konfetti und entkorkten Weinflaschen. Jemand drehte einen Ghettoblaster auf, und zu AC/DCs »T. N. T.« begann ein Großteil der Anwesenden zu tanzen.

Trotz des traurigen Anlasses musste Valérie lächeln.

»Verbrennt mich, füllt die Asche in eine Vase, stellt sie weg, und dann tanzt auf meinem Grab.« Das waren seine Worte gewesen.

Dem alten Georges war sein Wunsch erfüllt worden. Ihm hätte die Beerdigung gefallen.

Valérie überlegte, zu Danielle Dubois hinüberzugehen und ein paar Worte mit ihr zu wechseln, als sie einen Mann entdeckte. Es war ein junger Mann, ausgesprochen gut gekleidet, mit schimmerndem blonden Haar, der nicht zur Trauergesellschaft gehörte. Er trat auf Danielle zu und sprach mit ihr, bis sie davonging.

»Aasgeier!«, zischte Valérie. »Hat der Kerl keinen Anstand? Kann er nicht einmal hier auf dem Friedhof ...«

Gerard legte ihr eine Hand auf den Arm. »Soll ich mit ihm reden?«

»Nein, lass nur. Ich bin gerade in Stimmung.«

Sie ging über Kies und Gras auf den Mann zu, der lässig – eine Hand in der Hosentasche, in der anderen einen in gelbes Papier gewickelten Blumenstrauß – an einem mannsgroßen steinernen Engel lehnte.

»Bonjour, Madame Decaux!«, begrüßte er sie freundlich, als wären sie die besten Freunde.

»Fabeau, was wollen Sie hier?«

»Ich möchte einem Toten die letzte Ehre erweisen.« Ein Lächeln ließ seine schneeweißen Zähne aufblitzen.

»Oder sichergehen, dass Georges wirklich beerdigt wird. Wollen Sie einen Blick in die Urne werfen?«

Fabeau lachte. »Ich mag Ihren Humor, Madame.«

»Ganz gleich, was Sie anstellen, Ihre Firma wird das Haus nicht in die Klauen bekommen. Teilen Sie das Ihrem Chef mit.«

»Was macht Sie so sicher, Madame Decaux? Monsieur Cordonnier wird gerade begraben. Das Haus gehört jetzt Madame Dubois ohne Einschränkung. Und sie ist gewillt, es zu verkaufen.«

»Sie irren, Monsieur Fabeau, es gehört eben nicht ausschließlich Madame Dubois. Sie haben Monsieur Cordonniers Wohnung vergessen.«

Er zuckte mit den Schultern und lachte. »Eine reine Formalität. Der Alte hatte keine andere Familie als Martine und Danielle Dubois. Folglich gehört ihr die Wohnung ebenfalls.«

»Irrtum. Georges Cordonnier hat Familie in Deutschland ...«

»... die das Erbe vor etlichen Jahren ausgeschlagen hat.« Er lächelte überheblich. »Ich habe die entsprechenden Urkunden gesehen.«

»Davon können Sie selbstverständlich nichts wissen. Monsieur Cordonnier hat einen Erben für seine Wohnung eingesetzt. Es handelt sich um seine Nichte.«

Valérie genoss die offensichtliche Bestürzung ihres Gegenübers. Aber Yves Fabeau war ein knallharter Geschäftsmann. Er erholte sich schnell von seiner Überraschung.

»Ein Erbe.« Er zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Das bedeutet ein paar tausend Euro mehr, die meine Firma für die Realisierung des Projekts zur Verfügung stellen muss. Das ist kein Hindernis. Oder glauben Sie allen Ernstes, Sie könnten jemanden davon überzeugen, diese Wohnung zu behalten?«

Bastard! »Zum Glück war Monsieur Cordonnier ein klar denkender Mensch, der wusste, was er tat«, entgegnete Valérie höflich. Dabei wünschte sie sich nichts sehnlicher als jenen Speer in die Hand, mit dem der Engel hinter Yves Fabeau ein dreiköpfiges Ungeheuer niederstreckte. »Für Ihre Freude ist es also noch ein wenig zu früh, Fabeau.«

»Mit Ihnen zu sprechen ist mir die größte Freude.«

»Fabeau, Sie sind ...«

»Charmant? Gut aussehend?« Er trat näher und griff nach ihrer Hand.

»Arrogant und unverschämt!« Im letzten Moment konnte sie sich beherrschen, ihm eine Ohrfeige zu verpassen.

»Wissen Sie eigentlich, wie schön Sie sind, wenn Sie sich aufregen? Sie sind eine bezaubernde Frau, Madame. Und Sie haben Ihren Glauben an das Gute im Menschen noch nicht verloren. Wenn wir gerade keine Gegner wären, ich würde Sie auf der Stelle zum Essen einladen.«

Wenn ich es vorher vergiften kann, bin ich einverstanden, dachte sie. »Verschwinden Sie!«

Yves Fabeau lachte auf. »Ich sehe, dass meine Chancen derzeit nicht zum Besten stehen. Aber ich gebe nicht auf. Tun Sie mir den Gefallen, die Blumen auf das Grab zu legen? Auf Wiedersehen!«

Er drückte ihr den Strauß in die Hand und sprang leichtfüßig davon, als wäre er auf einem Tennisplatz. Kochend vor Wut stopfte sie die Blumen in einen Mülleimer, der nur ein paar Meter entfernt stand. Der alte Georges würde keine Freude daran haben, davon war sie überzeugt. Schließlich hatte er über Jahre hinweg mit Martine gegen die Immobilienhaie von La Maison gekämpft.

Ihre Wut verrauchte allmählich. Gleichzeitig breitete sich ein flaes Gefühl in ihrem Magen aus, als sie sich auf den Rückweg machte. Yves Fabeau hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Wie sollte sie die Erbin davon überzeugen, die Wohnung nicht zu verkaufen? Das ganze Haus war ein Relikt, ein Überbleibsel. Häuser wie dieses gab es nur noch wenige in Paris, die meisten waren mittlerweile renoviert, restauriert und zu modernen Wohnungen oder luxuriösen Lofts umgebaut worden. Mit solchen Immobilien ließen sich Millionen verdienen. Geld, das in diesem Haus niemand besaß. Sie sah zu den Trauergästen hinüber, von denen einige immer noch tanzten. Jetzt allerdings Tango.

Sie stellte sich wieder neben Gerard.

»Was wollte Fabeau?«, fragte er sie flüsternd.

Sie winkte ab und biss die Zähne zusammen.

Gerard legte ihr einen Arm um die Schultern. »Der alte Georges wusste immer, was er tat«, sagte er.

Valérie war skeptisch. Noch hatte sie keinen Kontakt zu der Erbin aufgenommen. Svenja Lorentz. Sie lebte in Hamburg, Deutschland, und wenn sie Georges richtig verstanden hatte, waren sich die beiden nur ein einziges Mal begegnet – vor dreißig Jahren. Valérie seufzte. Die Bewohner des Hauses konnten nur hoffen, dass diese Frau die Erwartungen ihres Onkels wirklich erfüllen konnte.

Dienstag, 24. Juni

1

Frau Lorentz?« Der Hausmeister klopfte gegen die Tür der Abstellkammer, dann rüttelte er an dem Knauf. »Machen Sie auf!«

Svenja konnte nicht. Sie hockte in der Ecke auf dem Boden zwischen Eimer und Wischmop und heulte. Es roch nach Bohnerwachs, Schmierseife und Zellstoff. Aber das war in Ordnung. Alles war besser als die Welt da draußen.

Nie wieder würde sie hinausgehen. Keine Eltern mehr, die ihr die schwachen schulischen Leistungen ihrer Kinder in die Schuhe schieben wollten. Kein Direktor, der ihr empfahl, die Eltern ernster zu nehmen und sich mehr anzustrengen. Keine Kinder, die sie mit Klorollen bewarfen, anstatt zu basteln. Keine Besorgungen mehr für die eigenen Eltern »mal eben schnell«, weil sie ja nichts zu tun hatte – im Gegensatz zu ihrer ständig beschäftigten Schwester. Keine Vorwürfe mehr. Keine To-do-Listen, die eher länger als kürzer wurden. Keine Verantwortung, kein schlechtes Gewissen. Sollte sich die Welt doch selbst retten. Diese Abstellkammer war jetzt ihr Zuhause. Für immer.

Der Hausmeister schlug wieder gegen die Tür.

»Frau Lorentz, seien Sie vernünftig! Sonst müssen wir die Tür aufbrechen!«

Sie hörte Schritte vor der Tür und leise Stimmen.

»Svenja? Komm raus, das ist doch keine Lösung!« Es war Frauke, Kollegin und Freundin. »Was auch immer los ist, ich bin sicher, es findet sich ein Weg! Aber schließ auf!«

Was auch immer los ist? Gute Frage, Frauke! Svenja lehnte den Kopf gegen ein Regal, in dem große Flaschen WC-Reiniger und Flüssigseife standen. Tränen liefen über ihre Wangen.

Heute früh war noch alles in Ordnung gewesen. Hatte sie wenigstens gedacht. Gut, Mama hatte wieder einmal angerufen, während sie noch unter der Dusche gestanden hatte. Sie sollte Geschirr abholen, das ihre Eltern nach ihrem Umzug nicht mehr brauchen würden. Dann hatte ihre Nachbarin Frau Paulsen im Treppenhaus gestanden. In Bademantel und Hausschuhen. Sie hatte lange auf sie einreden müssen, bis sie die alte Dame dazu bewogen hatte, wieder in ihre Wohnung zurückzukehren. Ihr Auto war nicht angesprungen, und am Fahrkartenautomaten war sie so oft zurückgedrängt worden, dass sie schließlich die U-Bahn verpasst hatte. Sie war zu spät in der Schule angekommen, um wie ursprünglich geplant noch eine Zeichnung für den Sachkundeunterricht an die Tafel zu malen. Stattdessen hatte sie dann den Kunstunterricht vorgezogen. Der Plan war, Ferngläser zu basteln. Doch nach zehn Minuten standen ein paar völlig überdrehte Kinder auf ihren Stühlen, bewarfen sich gegenseitig mit den Klorollen und schließlich auch Svenja, als sie schlichtend eingreifen wollte. Und dann war in der großen Pause dieser Kerl aufgetaucht, ein Schrank mit Glatze, der sie dafür verantwortlich machte, dass sein Sohn im letzten Diktat zwanzig Fehler hatte.

Andere wären nicht ans Telefon gegangen und hätten die demente Nachbarin dem Pflegedienst überlassen, der jeden Morgen kam. Sie hätten am Fahrkartenautomaten zurückgedrängt, den Unterricht durchgezogen, die störenden Schüler vor die Tür oder zum Direktor geschickt und die Gelegenheit beim Schopf gepackt, dem erbosten Vater seine Verantwortung für die Schulbildung seiner Kinder zu erklären.

Sie hätten mit den Schultern gezuckt, auf den Tisch gehauen, vielleicht sogar gelacht und dann einfach weitergemacht. Aber so war sie nicht. Man kann die Welt ändern, wenn man nur will. Das war ihr Motto. Doch offenbar reichte ihr Wille nicht mehr aus. Sie war kraftlos, am Ende, wie ausgeknockt. Ihr Körper fühlte sich an, als hätte sie keine Knochen mehr. Nichts, was sie noch auf den Beinen hielt. Und in ihr war Dunkelheit. Verzweiflung. Kälte. Und Müdigkeit, unendliche Müdigkeit. Am liebsten wäre sie hier und jetzt eingeschlafen, auf dem Boden der Abstellkammer.

»Svenja? Geht es dir gut? Sag doch bitte etwas, ich mache mir Sorgen!« Frauke klopfte an die Tür. Es klang deutlich sanfter als das Hämmern des Hausmeisters. »Bitte, Svenja!«

Das Zauberwort. Wer konnte dem widerstehen?

Natürlich hatte sie kein Taschentuch in ihrer Jeans. Klar, wie konnte es auch anders sein. Also griff sie sich einen der Lappen, wischte sich mit dem kratzigen Stoff über das Gesicht und putzte sich die Nase. Irgendwie schaffte sie es, sich aufzurichten, die zwei Schritte zur Tür zu gehen und aufzuschließen.

Die Klinke wurde ihr fast aus der Hand gerissen, und vor ihr standen bestimmt ein Dutzend Leute, die sie anstarrten – der Hausmeister, der Direktor, die Schulsekretärin, ein paar Kollegen. Und Frauke.

Die Freundin nahm sie in die Arme und drückte sie ganz fest. »Du hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt«, sagte sie leise.

»Sollen wir einen Krankenwagen rufen, Frau Lorentz?«

Svenja gelang es, den Kopf zu schütteln. »Nein, nicht ...« Dann brach sie wieder in Tränen aus.

Der Direktor tätschelte ihr unbeholfen die Schulter. »Gehen Sie nach Hause. Frau Klumpert ruft Ihnen ein Taxi.«

»Fahr zuerst zu deinem Hausarzt, damit er dich krankschreibt, wenigstens bis Ende der Woche«, sagte Frauke und strich ihr durch das Haar, als wäre sie zwölf. Oder nicht voll zurechnungsfähig. Aber Svenja war zu müde, um sich dagegen zu wehren. Irgendwie brachte sie ein Nicken zustande.

Nach Hause. Ins Bett. Schlafen.

Frauke und der Direktor führten sie in das Sekretariat.

»Eine Woche?«, hörte sie eine der Kolleginnen flüstern. »Das glaube ich nicht. Wenn du mich fragst, ist das ein waschechtes Burn-out. Das wird eine lange Pause. Stellen wir uns schon mal auf Vertretungsstunden in der 2b ein.«

Svenja wurde auf einen Stuhl gesetzt. Sie hörte die Sekretärin mit einem Taxiunternehmen telefonieren. Frauke verschwand und kam kurz darauf mit Svenjas Jacke und Tasche wieder.

Burn-out. Es war das erste Mal, dass sie dieses Wort mit sich selbst in Verbindung brachte.

Mittwoch, 25. Juni

2

Vor den halb geschlossenen Jalousien tanzten die Schatten der alten Buche, die im Vorgarten stand. Svenja beobachtete sie. Draußen schien die Sonne, es war warm. Sie strich sich über die Beine und war überrascht, als sie den luftigen Stoff ihres knöchellangen Sommerocks spürte. Sie trug auch Flipflops. Irgendwie war es ihr gelungen, sich dem Wetter angemessen anzuziehen, obwohl in ihr die nächste Eiszeit ausgebrochen war.

»Frau Lorentz?« Die Stimme ihrer Ärztin holte sie von irgendwo zurück. »Ich empfehle Ihnen dringend eine Psychotherapie.«

Svenja schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich nicht nötig. Ich bin ...«

»Frau Lorentz, Sie leiden unter einem Burn-out. Ihre Kopfschmerzen, die Müdigkeit, die Antriebslosigkeit, Ihr Zusammenbruch in der Schule, das sind typische Symptome.«

»Ich muss mich nur ein paar Tage ausruhen, dann komme ich schon wieder auf die Füße.«

Die Ärztin nickte. »Natürlich würden Sie das. Aber es würde nicht anhalten. Jedenfalls nicht lange.«

»Bald sind Ferien!«

»Ja. Und danach?« Die Ärztin schüttelte den Kopf. »Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung mit Burn-out-Patienten. Es sind meistens sehr ehrgeizige, engagierte Menschen. Und tatsächlich bessert ein Urlaub die Symptome. Aber auf Dauer

kann man dieser Erkrankung nur beikommen, wenn man Strategien erlernt, um mit den eigenen Ressourcen besser hauszuhalten. Wissen Sie, ich finde es immer wieder erstaunlich. Burn-out-Patienten engagieren sich zum Beispiel für den Umweltschutz, setzen sich für eine Schonung der natürlichen Ressourcen ein, aber mit den eigenen Kräften gehen sie um, als wären diese unendlich. Das sind sie aber nicht. Man muss seine Quellen auffüllen, wenn sie nicht versiegen sollen. Dazu gehört es, sich Beschäftigungen zu suchen oder wiederzuentdecken, die entspannen und guttun. Für den einen mag das Fallschirmspringen sein, der andere entdeckt die Freude an der Musik und tritt in einen Chor ein. Vor allem ist es für Burn-out-Patienten wichtig, die eigenen Interessen wieder wahrzunehmen. Das kann man lernen.«

Svenja schüttelte den Kopf und seufzte. Konnte man sie nicht einfach in Ruhe lassen? Nachher wollte ihre Mutter kommen, um ihr »im Haushalt zu helfen«. Wenn sie daran dachte, fühlte sie sich wie in einer Schraubzwinge.

»Ich sehe, überzeugt sind Sie immer noch nicht, Frau Lorentz. Aber wir haben Zeit. Gehen Sie nach Hause, und denken Sie in Ruhe darüber nach. Zwingen werde ich Sie selbstverständlich zu gar nichts, das wäre kontraproduktiv. Aber ich hoffe, dass Sie sich bis dahin an den Gedanken gewöhnt haben. Ich jedenfalls würde Ihnen die Psychotherapie dringend empfehlen.« Die Ärztin stand auf und reichte Svenja die Hand. »Lassen Sie sich Zeit. Eine Therapie ist eine Chance und keine Schande.«

Svenja nickte und stand ebenfalls auf, auch wenn es sie mehr Anstrengung und Überwindung kostete als ein Langstreckenlauf. Sie durfte den Betrieb nicht aufhalten – im Wartezimmer saßen noch andere Patienten.

»Soll ich die Tabletten weiternehmen?«

»Ja. Sie haben ja erst gestern damit begonnen. Es dauert ein paar Tage, bis der Wirkspiegel erreicht ist. Auf Wiedersehen, Frau Lorentz. Lassen Sie sich für morgen einen Termin geben, dann haben wir mehr Zeit.«

Svenja schloss die Haustür auf und trat in den Hausflur. Ihre Glieder waren schwer wie Blei. Ob sie es bis zu ihrer Wohnung in den zweiten Stock schaffen würde?

Keine Frage. Du musst.

Wenigstens war ihre Hausärztin gleichzeitig Psychotherapeutin, und die Praxis lag gleich um die Ecke. Sie wäre nicht in der Lage gewesen, kreuz und quer durch Hamburg zu fahren und einen weiteren Arzt aufzusuchen. Auch wenn sie sich noch nicht vorstellen konnte, diese Therapie zu beginnen. Noch mehr Termine.

Sie stand auf der zweiten Stufe, als ihr der Briefkasten einfiel. Sie hatte ihn nicht geleert, schon gestern nicht.

Ist das nicht egal, Svenja?

Und wenn da wichtige Post drin ist?

Was soll schon wichtig sein?

Man weiß nie ...

Ihr schlechtes Gewissen ließ sich weder abstellen noch überreden. Schließlich siegte es. Sie stieg die Stufen hinunter und schleppte sich zu den Metallkästen, die wie große übereinandergeklebte Streichholzschachteln an der Treppenhausewand hingen. Tatsächlich war ihrer so gut gefüllt, dass ein Teil der Post ihr beim Öffnen entgegenfiel und sich auf dem Boden verteilte.

Warum?

Den Tränen nahe, bückte sie sich, sammelte Briefe und Prospekte ein und war erleichtert, als sie es endlich geschafft hatte. Einen Augenblick hatte die Vorstellung, sich einfach auf

die Treppe zu setzen, den Kopf gegen die Wand zu lehnen und dort zu bleiben, etwas Verlockendes.

Die Nachbarn ...

Sie zwang sich die Treppe hoch, langsam, als wäre sie fünfzig Jahre älter als dreiunddreißig. Als sie endlich in ihrer Wohnung war, sank sie auf das Sofa. Den Stapel Post und den Zettel mit dem Termin bei ihrer Ärztin ließ sie achtlos auf den Couchtisch fallen, auf dem noch von gestern die Wasserflasche, ein Glas und ein Teller voller Krümel standen. Sie hatte es nicht geschafft, das Geschirr wegzuräumen.

Svenja saß da und starrte durch die Terrassentür auf ihren kleinen Balkon. Sie dachte an nichts. Sie fühlte nichts. Interessen? Frau Dr. Hirschberger hatte von Interessen gesprochen, von »Beschäftigungen, die guttun«, Musik, Fallschirmspringen. Woran hatte sie Freude? Sie konnte sich an nichts erinnern. Da waren nur Schwere und Müdigkeit und Dunkelheit. Und in ganz weiter Ferne ein schlechtes Gewissen, weil sie nicht stark genug für das bisschen Leben war. Andere schafften es doch auch und waren deutlich belasteter als sie, hatten einen Sechzigstundenjob, Kinder, pflegebedürftige Angehörige, waren selbständig. Aber sie taugte offenbar nichts.

Burn-out. Da glühte nichts, es gab keine Funken mehr. Alles war nur noch Asche, fade, kalte graue Asche. Sie hätte niemals geglaubt, dass es sich so anfühlte. Nie.

Irgendwann streckte sie schließlich die Hand aus und nahm den Stapel Post auf ihren Schoß. Langsam blätterte sie darin. Das Papier schien Tonnen zu wiegen, und es interessierte sie überhaupt nicht. Werbeprospekte. Ein Brief von einem Möbelhaus, in dem sie noch nie eingekauft hatte. Ein Brief von den Wasserwerken.

Ganz unten lag ein brauner Umschlag mit einer französischen Briefmarke darauf.

Svenja betrachtete ihn – Frankreich. Wer schrieb ihr aus Frankreich?

Sie öffnete den Brief mühsam mit dem Zeigefinger und nahm ein Schreiben heraus, das den Briefkopf einer Société mit Pariser Adresse trug – Decaux et Pellier. Ihre Französischkenntnisse waren eingerostet, aber sie nahm an, dass es sich um eine Anwaltskanzlei handelte. Zum Glück brauchte sie nicht lange herumzurätseln, was die französischen Anwälte von ihr wollten. Das Schreiben war auf Deutsch. Darin wurde sie darüber informiert, dass ihr Onkel Georges Cordonnier im Alter von siebenundsechzig Jahren überraschend verstorben war und dass er sie zur Alleinerbin in seinem Testament eingesetzt hatte.

Svenja blinzelte. Das musste ein Scherz sein! Wieder las sie den höflichen und in nicht ganz perfektem Deutsch gehaltenen Brief. Noch einmal. Georges Cordonnier. Sie kannte niemanden, der so hieß. Ihre Onkel lebten alle hier in Hamburg und erfreuten sich guter Gesundheit, ohne Ausnahme. Wer sollte das also sein?

Das war bestimmt der Versuch, sie zu irgendeinem dunklen Geschäft zu überreden. Am besten war es, den Brief zu zerreißen und in den Müll zu werfen.

Und dennoch – Paris. Allein dieses Wort erzeugte Bilder – Leben, Wärme, Musik. Als hätte jemand in ihr ein kleines Feuer entfacht.